

Ausblick — utopistische Forschungspraxis

„Utopie heißt nicht etwas Unrealisierbares. Die Utopie ist die dialektische Verbindung zwischen dem Akt der Anklage der Welt, die entmenslicht, und der Verheißung der Welt, die menschlich macht. Also können nur die Utopisten Hoffnung haben.“ (Freire 1981: 82)

Die Ergebnisse der vorliegenden Forschungsarbeit geben Anlass, die Fotografie als Wahrnehmungs-, Interaktions-, Dialog- und Reflexionsform — also im Sinne Paulo Freires als *generative Praxis* (Freire 1978) zu begreifen. Sobald sich Menschen der Fotografie widmen, begeben sie sich in ein weitläufiges fotografisches Geflecht mit unterschiedlichen Akteursebenen. In diesem Zusammenhang agieren fotografische Bilder nicht selbstständig. Sie dienen als produktive Medien für Begegnung und Interaktion auf visueller, leiblicher sowie sprachlicher Ebene. Die vielen Dimensionen in diesem Geflecht werden meist nur bruchstückhaft wahrgenommen. Die Beteiligten im fotografischen Geflecht stehen in einer Beziehung zueinander, die von einem gewissen Blickregime bestimmt ist. Dem Verhältnis von Bild und Blick, Bild und Leib sowie Bild und Sprache wird dabei gleichermaßen Beachtung geschenkt. Das Blicken lässt Bilder entstehen, Bilder können immer wieder neue Blickakte anregen, diese jedoch auch verhindern. Einmal werden die Blicke erwidert und reflektiert, dann wiederum bleiben sie ohne Antwort. Das Zum-Bild-Werden betrifft Menschen in ihrer Leiblichkeit. Blicke treffen auf den Leib und schreiben sich als Erfahrung darin ein. In der Folge wird diese Erfahrung auf dem fotografischen Bildträger konserviert und kann an einem anderen Ort, zu einem späteren Zeitpunkt zu weiteren performativen Blickakten führen. Fotografische Bilder und Sprache wirken wechselseitig aufeinander und produzieren sich gegenseitig. Ob, was und wie Bilder im fotografischen Geflecht eine Wirkung entfalten können, hängt dementsprechend davon ab, in welchem Zusammenhang sie von Menschen gemacht, gezeigt, beschrieben, gedeutet, verändert, verhandelt, verarbeitet, aufgegriffen, verworfen, erinnert, imaginiert ... werden.

Fotografische Bilder können zur Interaktion anregen, Menschen zum Sprechen bringen und dadurch immer wieder neue Bilder evozieren und weitere Interaktionen bewirken. Unterdrückende Situationen entstehen im fotografischen Geflecht dann, wenn die Beteiligten darin auf gewissen Positionen fixiert werden und keine Möglichkeit haben, die Rollen zu wechseln. Fixierte Rollen führen zu Stereotypenbildung; anstatt immer wieder neue Bilder zu erschließen, wird dabei lediglich reproduziert, was in den Köpfen der Beteiligten bereits vorhanden ist. Umgekehrt, wenn alle Beteiligten die Möglichkeit erhalten, auch die Rollen der jeweils Anderen einzunehmen, gleichermaßen als Fotograf_in, Referent_in und Betrachter_in aktiv zu sein, können Blickwechsel gesetzt und damit immer wieder neue Perspektiven und Bilder erschlossen werden. In Anlehnung an Mitchell, der visuelle Kultur als undisziplinierten „Ort der Konvergenz und Turbulenz“ (2003: 47) beschreibt, kann die Fotografie als dialogischer Denk- und Praxisraum betrachtet und für das Arbeiten in Situationen kultureller Differenz eingesetzt werden (Abel/Deppner 2013: 17). Um diesen Denk- und Praxisraum für die transdisziplinäre bzw. transformative Forschung nutzbar zu machen, gilt es, die Fotografie in systematisierter und nachvollziehbarer Form zum Einsatz zu bringen, ohne dabei die Qualität der Undiszipliniertheit einzubüßen. Mit der Konzeptualisierung und Systematisierung von *Generativer Bildarbeit* wird ein methodologischer Rahmen präsentiert, der genau das erfüllen kann und sich insofern als konkrete Form für die transdisziplinäre Grenzarbeit eignet. Es geht dabei um ein Grenzarbeiten, das seinen Ausgangspunkt im Generativen der beteiligten Menschen hat und von kultureller Differenz geprägt ist.

In meinem Ausblick möchte ich dazu eine Utopie für die Forschungspraxis formulieren – wobei ich mich einmal mehr von einer Episode aus Paulo Freires Leben inspirieren lasse. Freire reflektiert sein eigenes Wirken im Zusammenhang mit Differenzverhältnissen, wenn er beschreibt, dass er in seinem frühen Hauptwerk, der „Pädagogik der Unterdrückten“ (1978), auf sprachlicher Ebene viel zu sehr seinem Habitus als Universitätsprofessor verhaftet gewesen sei. Er habe eine Sprache verwendet, mit der er seinen Anliegen nicht durchgängig gerecht werden konnte.

„Es ist die Sprache, die zu einem Kleinbürger gehört, zu einem Universitätsprofessor, der, als das Buch geschrieben wurde, noch nicht das Professor-Dasein leid hatte [...]. Ich bin davon überzeugt, daß es möglich ist, sehr viele Dinge, die kompliziert erscheinen, in der Sprache des Volkes zu sagen, oder zumindest in einer Sprache, die mehr oder weniger verständlich ist, obwohl es wohl immer sprachliche Probleme geben wird.“ (Freire 1981: 64–65)

Im Gegensatz zu seinen eigenen kritischen Gedanken kamen jedoch Stimmen von Arbeiter_innen auf, die die „Pädagogik der Unterdrückten“ lasen und diese gut verstanden, allerdings mit der brieflichen Bitte an ihn herantraten, er möge sein Schreiben und seine Analysen über die Arbeiterschaft nicht in dieser Form an sie, die Arbeiter_innen, richten, denn sie wüssten ja über ihre eigene Situation Bescheid:

„Paulo, wir schlagen dir vor, daß du weitermachst mit dem Schreiben. Aber schreib für Intellektuelle und nicht mehr für uns. Sag den Intellektuellen, sie sollen nicht mehr länger abends in unserer Nachbarschaft auftauchen und uns belehren, was Revolution ist. Wir wissen das selbst und wir sind müde davon, uns belehren zu lassen.“ (ebd.: 113)

Dieser Brief an Freire bringt zentrale Aspekte zur Sprache, die gleichzeitig als Kritik im Detail und als Bestätigung für sein Gesamtkonzept gelesen werden können: Zum einen werden statische Subjekt- und Objektpositionen angeklagt, wenn die Arbeiter_innen in ihrem Brief bitten, dass Freire nicht mehr länger in einem Text über und an sie als Objekte schreiben solle. Zum anderen wird in dem Schreiben deutlich, dass sich dieses statische Verhältnis allgemein in der Beziehung zwischen Intellektuellen und Arbeiter_innen, ähnlich wie zwischen Forscher_innen und Beforschten wiederfindet — die Arbeiter_innen wollen jedoch nicht länger in diesem Missverhältnis „be-lehrt“ werden. Ungleichheitsverhältnisse können demnach anhand fixierter Subjekt- und Objektpositionen festgemacht werden: Das vermeintlich wissende Subjekt schreibt über die Anderen und will sie dabei über ihre eigene Situation aufklären. In diesem Zusammenhang muss jedoch unbedingt die Doppeldeutigkeit betrachtet werden, die mit dem Begriff des Subjekts einhergeht (Reckwitz 2012: 14). Subjektsein kann sich einerseits als die aktive, handelnde Opposition zum passiven Objektsein gestalten. Wird die Bedeutung von *subjectum* und, davon abgeleitet, die englische Redewendung “to be subjected to something” (ebd.) beleuchtet, wird offensichtlich, dass ein solches Subjekt nicht nur Macht über ein Objekt ausübt, sondern selbst immer schon unterworfenen Teil eines Ganzen ist. Auch das mächtige Subjekt ist bestehenden Diskursen und Habitusformen unterworfen.

Mein Forschen, die vielfältigen Interaktionen auf diesem Weg und die Ergebnisse der vorliegenden Forschungsarbeit veranlassen mich, hier abschließend eine utopistische Form der Forschungspraxis zu formulieren — ähnlich, wie ich es im praxeologischen Selbstversuch zum Thema Bildungsalternativen gemacht habe. Diese Utopie betrifft genau jenen Aspekt, den die Arbeiter_innen in ihrem Brief an Freire beklagen und dem ich im Laufe meiner Forschungsarbeit immer wieder begegnet bin: die Ungleichheitsverhältnisse zwischen Menschen aus völlig unterschiedlichen Wissens- und Erkenntniskulturen und die daran gekoppelten Diskurse und Habitusformen. In meiner Forschungsutopie gehen Forschung und Bildung Hand in Hand und bilden einen Arbeitsplatz im Dazwischen. Dieser Arbeitsplatz ist von wechselseitigem Lernen und dynamischen Subjekt- und Objektpositionen geprägt. Die Forscher_innen sind herausgefordert, gewachsene Wissensbestände zu bedienen und sie weiter wachsen zu lassen, gleichzeitig auch Orte aufzuspüren, die noch nicht als Orte des Wissens anerkannt sind. Vor allem sind sie jedoch herausgefordert, ihr eigenes Wissen nicht über das generative Wissen von Menschen abseits des wissenschaftlichen Feldes zu stellen. Ein Balanceakt im eigenen Tun ist gefordert — es geht darum, geeignete Umgangsformen zu entwickeln. Dafür ist allerdings eine Vorbedingung notwendig, die vor allem die Forscher_innen betrifft: die Bereitschaft, trotz der eigenen Habitusgebundenheit aus der eigenen Komfortzone, dem sicheren universitären bzw. institutionellen Rahmen

mit spontaner und epistemologischer Neugier (Freire 2007: 90–91) hinauszutreten und tatsächlich gemeinsam mit den unterschiedlichsten Menschen im Feld zu forschen. Jedoch mangelt es nach wie vor an Möglichkeiten dazu bzw. werden Forschungssettings gesetzt, die das Entwickeln gemeinsamer Interaktionsformen und damit generatives Grenzarbeiten der unterschiedlichen Menschen im Feld erst gar nicht zulassen — dies wird immer wieder durch ein vorab definiertes Erkenntnisinteresse und einem darauf basierenden, meist etablierten, jedoch starren Forschungsdesign und, vor allem, durch einen grundsätzlichen Mangel an Zeit verhindert. Meine utopistische Forschungspraxis geht mit der Prämisse einher, dass Zeit keine Mangelware ist, wenn es um gemeinsames Forschen geht. Ich schlage vor, *Generative Bildarbeit* als integrativen methodologischen Rahmen in transformativen und transdisziplinären Forschungssettings zum Einsatz zu bringen. Dies könnte sich wie folgt gestalten:

Alle Beteiligten eines transdisziplinären Forschungsprojekts — die Forscher_innen aus diversen Wissenschaftsdisziplinen und jene Menschen, die im Forschungsfeld eine gewisse Rolle einnehmen bzw. einnehmen wollen — würden sich mit Kameras im Forschungsfeld, aber auch im eigenen Alltag bewegen und für eine gewisse Zeit zum Forschungsthema fotografieren. Sie würden mit der Kamera Altbekanntes festhalten, aber auch Dinge neu wahrnehmen. Nach einiger Zeit würden sie sich mit den anderen Beteiligten treffen und im Rahmen einer moderierten Bilddialogrunde zeigen, was sie mit der Kamera gefunden haben. Jede_r hätte Gelegenheit, die eigenen Bilder gemeinsam mit den anderen Beteiligten zu betrachten, zu erfahren, was die Anderen in seinen_ihren Bildern lesen, aber auch umgekehrt, den Anderen mitzuteilen, was sie_er in den eigenen Bildern entdecken kann. Die Fotos würden aus völlig unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden. Durch das gemeinsame Gespräch würden sich für die Fotograf_innen und die Betrachter_innen Zugänge eröffnen, die zuvor noch nicht denkbar waren. Anhand der Fotos und der diversen Lesarten und Narrative, die im Bilddialog zutage treten, würde die Gruppe ein gemeinsames generatives Bild erschließen, das die unterschiedlichsten Facetten zum Forschungsthema beinhaltet. Die generativen Themen, die sich darin zeigten, könnten das gemeinsame Forschungsfeld abstecken bzw. als Wegweiser für das weitere gemeinsame Forschen dienen. Damit würde sich der transdisziplinäre Forschungsprozess von Beginn an durch Wissensgenerierung und -integration gestalten. Mithilfe ihrer spontanen und epistemologischen Neugier (ebd.: 90–91) würden in einem solchen Prozess alle Beteiligten den eigenen Bezug zum Forschungsprojekt Stück für Stück erforschen, mit den Anderen diskutieren und hinterfragen. Ein bewusstes, auf den konkreten Gruppenkontext bezogenes Recherchieren und Erforschen der Dinge, Geschichten und Themen, die das Forschungsfeld ausmachen, wäre der Ausgangspunkt eines gemeinsamen Erkenntniswegs. Die unterschiedlichen Sichtweisen, die im Bilddialog sichtbar würden, sowie die Selbst- und Differenz-erfahrung, die sich daraus ergäbe, würden durch professionelle Moderation im Gruppenprozess ausgelotet und verhandelbar. Das Fotografieren könnte im Verlauf des Gesamtprozesses wiederholt werden. Wie sich die Menschen und das Thema im Verlauf entwickeln, welche Themen aus dem Blick geraten und welche sich neu eröffnen — das könnte durch eine weitere Bilddialogrunde

zur Halbzeit des Gesamtprojekts in rekursiver Weise erschlossen werden. Erste Zwischenergebnisse aus den diversen Forschungsbereichen könnten dabei bereits thematisiert werden. Die Beteiligten würden ihren Zugang und ihre Ansichten zum Forschungsthema durch die Erfahrungen der ersten Fotografer- und Bilddialogrunde, jedoch auch durch die Prozessentwicklung des gesamten Forschungsprojekts mit neuen Aspekten angereichert haben. Zum Abschluss des Gesamtprojekts könnten zum dritten Mal generative Themen und Bilder der Beteiligten erarbeitet werden. Diesmal könnten im Rahmen des Bilddialogs bereits finale Forschungsergebnisse aus den verschiedenen Projektbereichen in der Gruppe vorgestellt, thematisiert und reflektiert werden. Die Verantwortung dafür, dass eine dialogisch-reflektierende Haltung von allen Beteiligten eingenommen werden könnte, läge zu großen Teilen bei jenen, die den Gruppenprozess organisieren: den Projektleiter_innen. Ihre zentrale Aufgabe in dem Prozess würde darin bestehen, vermittelnd (nicht eingreifend) zu agieren, dafür zu sorgen, dass die Grundregeln für einen gemeinsamen Dialog eingehalten werden.

Mit dieser „utopistischen“ Idee schlage ich vor, einen großen Schritt hin zum Generativen der beteiligten Menschen in transdisziplinären Forschungsprojekten zu machen. Das gemeinsame Arbeiten wäre durch das dialektische Verhältnis von Neugier und Differenz Erfahrungen bestimmt, indem das dialogische Arbeiten mit den generativen Bildern und Themen der Menschen immer wieder ins Zentrum gelangen würde. Ungleichheitsverhältnisse würden darin gleichsam in ihrer identitätsstiftenden, aber auch ausgrenzenden Form thematisiert werden — kulturelle Differenz, die multiplen Identitäten und Grenzen könnten durch *Generative Bildarbeit* sichtbar und verhandelbar gemacht werden. Es könnten Forschungsprozesse angeregt werden, die durch jene Menschen und an jenen Orten beginnen und enden, die das Forschungsfeld ausmachen. Die generativen Bilder und Themen aus unterschiedlichen Lebenswelten würden die Dimensionen dieses transformativen Forschungsraumes bestimmen. Die Bilder der Anderen erforschen könnte zum Leitmotiv transdisziplinärer Forschungspraxis werden.

Anhang